



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bedarf Deutschland der Kolonien?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bedarf Deutschland der Kolonien?

Wenn schon seit mehreren Jahren in Deutschland neben den politischen Fragen auch die wirthschaftlichen mit großer Lebhaftigkeit behandelt wurden, so stieg das Interesse an denselben noch wesentlich, als das Darniederliegen von Handel, Gewerbe und Industrie deutlich zu zeigen anfang, daß das Wohlbefinden eines Staates durch Entfaltung militärischer Macht und politischen Einflusses allein nicht aufrecht erhalten werden kann, sondern vor allem auf jenen anfangs in ihrer Wichtigkeit nicht genug erkannten Faktoren beruht. Zunächst freilich waren es Klagen und immer nur wieder Klagen über die „schlechten Zeiten“, von denen man hörte und las; ein Vorwurf wechselte mit dem andern, mit steigender Heftigkeit und Bitterkeit beschuldigten sich gegenseitig die Parteien, als ob eine einzelne derselben das Sinken unseres wirthschaftlichen Lebens hätte veranlassen können, und nicht vielmehr viele und verschiedenartige Ursachen dieses eine, das ganze Land in Mitleidenschaft ziehende Ergebniß hervorgebracht hätten. Seitdem ist wenigstens der eine nicht zu unterschätzende Fortschritt gemacht worden, daß das unerquickliche Gezänk und die schließlich doch unnützen Anklagen einigermaßen zum Schweigen gekommen und statt dessen Untersuchungen angestellt worden sind, wie den theils schon vorhandenen, theils noch drohenden Uebelständen abgeholfen werden könne, welche Mittel zu ergreifen, welche neue Bahnen etwa zu betreten seien. Daß dabei manch' abenteuerlicher Gedanke aufgetaucht ist, braucht uns nicht Wunder zu nehmen; auf der anderen Seite zeigte sich auch manches recht beachtenswerthe. Unter anderm ist seit Wochen ein Schriftchen von Dr. Friedrich Fabri Gegenstand vielfacher Erörterungen geworden, worin zur Beseitigung der bestehenden Mißstände die Anlegung von Kolonien angerathen wird.*) Daß dieser Vorschlag wenn auch nicht überall Beifall gefunden, so doch vielseitiges Interesse für die Sache hervorgerufen hat, geht schon daraus hervor, daß binnen

*) Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Dr. Friedrich Fabri. Gotha, F. A. Perthes, 1879. Grenzboten II. 1879.

kurzem sich eine zweite Auflage des Schriftchens nothwendig gemacht hat. Die hohe Wichtigkeit der Frage, die für uns möglicherweise Lebensfrage ist, rechtfertigt es denn wohl auch, wenn wir auch unsererseits — wiewohl die meisten Zeitschriften sich bereits über die Sache ausgelassen haben, und sie den Reiz der Neuheit nicht mehr für sich hat — auf dieselbe zurückkommen. Einerseits sind wir der Ansicht, daß eine Angelegenheit von so tiefgreifender Bedeutung, wie diese es ist, nicht in wenigen Wochen veralten kann, andererseits glauben wir, daß ein längeres Festhalten an ihr um so nothwendiger sein dürfte, je ferner sie bisher nicht nur dem großen Publikum, sondern selbst den leitenden politischen Kreisen gestanden hat.

Im vorigen Jahrhundert hat schon Justus Möser und in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts Friedrich List darauf hingewiesen, welche wichtigen Dienste Kolonien ihrem Mutterlande leisten können, und seitdem ist die Anregung, daß Deutschland darauf ausgehen solle, sich Kolonialbesitz zu erwerben, noch wiederholt aufgetaucht, immer aber kurzer Hand mit der Bemerkung abgewiesen werden, daß Deutschland als kontinentaler Staat sich auf derartige Unternehmungen nicht einlassen könne, daß man erst die innere Organisation des vorhandenen Länderbesitzes vollziehen müsse, ehe man an auswärtigen Erwerb denken dürfe, daß die Lage Deutschland's im Centrum und der Mangel an ausgedehnter Küste es auf eine zentralisirte Stellung hinwiese, und der Mangel an guten natürlichen Grenzen es zu einer Militär-, nicht zu einer Kolonialmacht bestimme.

Nun ist es ja richtig, daß die Bewohner von Küstengebieten, durch das Meer frühzeitig zur Seefahrt erzogen, zu allen Zeiten als Hauptkolonisatoren aufgetreten sind, und die transmarinen Kolonien zeigen sich als die häufigsten und wichtigsten; aber man faßt den Begriff der Kolonie entschieden zu eng, wenn man darunter nur überseeische Unternehmungen versteht. Kolonien schickten auch die Sabiner aus, wenn sie ein ver sacrum gelobten, wenn eine jugendkräftige Schaar die karge, bergige Heimat verließ, um sich in fruchtbaren Niederungen eine neue Heimat zu suchen. Wenn so von rauhen, aber lebensfrischen Bergvölkern Landschaften für die Dauer in Besitz genommen und die Ureinwohner derselben verdrängt oder vergewaltigt wurden, was war es anders als Kolonisation? In diesem Sinne aber hat die deutsche Nationalität schon frühzeitig kolonialisatorische Aufgaben ergriffen und vielfach glücklich gelöst. Ein Vergleich der Sprach- und Nationalitätenkarte von 800 n. Chr. mit der von heute kann lehren, ein wie großes Gebiet das deutsche Volk seitdem sich neu errungen und größtentheils behauptet hat. Aber nicht nur in der alten, auch in der neuen Welt, wo es leider fremden Völkern Handlangerdienste leistete, hat es seine Befähigung für kolonialisatorische Thätigkeit unzweifelhaft an den Tag gelegt.

Daß Fabri diese Frage, wenn auch nicht erschöpfend und in allen Einzelheiten richtig, doch mit dem ersichtlichen Streben nach Sachlichkeit wieder aufgefrischt hat, ist ein unleugbares Verdienst, und es erscheint als eine unabweisbare Pflicht der Presse, seinen Ansichten, soweit sie richtig sind, zur möglichsten Verbreitung zu verhelfen, soweit sie falsch sind, zu verbessern, und wo sie lückenhaft erscheinen, zu ergänzen, weiter auszuführen und tiefer zu begründen. Sicherlich würde man den größten Fehler begehen, wenn man sie, weil manches nicht den Nagel auf den Kopf trifft, wieder wie früher bei Seite schieben wollte.

Der Titel: „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ erschöpft den Inhalt von Fabri's Schriftchen nicht, denn an die bejahende Beantwortung der von ihm aufgeworfenen Frage schließt sich eine Auseinandersetzung über die Hauptformen der Kolonien, sowie eine Auffuchung derjenigen Gebiete auf der Erde, denen sich etwa die deutsche Kolonisation zuwenden könnte. Nebenbei werden noch manche andere Punkte in den Bereich der Betrachtung gezogen, die zum Theil nebensächlich sind und vielleicht ganz hätten wegbleiben können, zum Theil aber, sogar eine breitere Ausführung verdient hätten.

Die Dreizahl der Haupteintheilung tritt uns auch in der Begründung der Kardinalfrage entgegen. Daß Deutschland der Kolonien bedürfe, wird bewiesen im Hinblick auf unsere wirthschaftliche Lage, auf die Krisis unserer Zoll- und Handelspolitik und auf unsere mächtig sich entfaltende Kriegs-Marine.

Die Grundlage zur Entwicklung der in wirthschaftlicher Beziehung besser gestellten Staaten wurde zumeist in den letzten zwei oder drei Jahrhunderten gelegt. Deutschland aber wurde gerade in dieser Periode von zwei Katastrophen, dem dreißigjährigen Kriege, der allen Wohlstand vernichtete, und der napoleonischen Fremdherrschaft, so hart getroffen und hatte in unserm Jahrhundert soviel mit seiner politischen Entwicklung zu schaffen, daß es sich erst in allerneuester Zeit etwas zu heben begonnen hat. Von denjenigen Staaten dagegen, die wir zunächst zum Vergleich heranziehen möchten, Frankreich und England, erfreute sich das erstere nach seiner territorialen Einigung einer mehrere Jahrhunderte andauernden friedlichen Entfaltung seiner Kräfte, so daß selbst das furchtbare Gewitter der großen Revolution den Wohlstand der Nation nicht ganz erschöpfen konnte; England vollends befand sich von Elisabeth's Zeiten an in der Bahn einer ruhigen und stetigen Arbeitsthätigkeit, häufte Schätze auf Schätze und blieb von schwereren Schicksalschlägen gänzlich verschont. Dazu kommt, daß Frankreich in Folge seiner südlicheren Lage, England durch seine insulare Abgeschlossenheit Deutschland um ein Beträchtliches übertraf. Gerade aber als unser Vaterland in einer Besserung seiner wirthschaftlichen Lage begriffen schien, brach die Krisis der jüngsten Jahre mit um so

größerer Wucht herein und nahm es um so ärger mit, weil es eben als ein in dieser Beziehung noch junges und nicht genügend gefestigtes Wesen sich viel empfindlicher zeigte als andere Staaten. Die Verluste, die wir bei dieser Krisis erlitten, sind so bedeutend, daß man sie nach Abrechnung der französischen Kriegskosten-Entschädigung auf 2700 Millionen Mark anschlägt.

Nun geht aber durch die Auswanderung, theils in andere Staaten, theils in fremde Kolonien, Deutschland nicht nur ein bedeutendes Quantum vorzüglicher Arbeitskräfte verloren — denn diejenigen, welche ihr Schicksal den Wogen anzuvertrauen wagen, um sich in einem ihnen völlig fremden Lande mit Muth, Kraft und Ausdauer eine neue und bessere Existenz zu gründen, gehören gewiß nicht zu den schlechtesten Gliedern des Volkes —, sondern es folgt ihnen auch ein beträchtliches Kapital über den Ocean nach. Die Anzahl der deutschen Auswanderer in den letzten 50 Jahren schätzt man auf etwa 4 Millionen, den Kapitalverlust dagegen — allerdings mit Einrechnung der verlorenen Arbeitskraft — schlägt F. S. Moldenhauer*) auf 15 Milliarden Mark an. Dies sind Summen, wie sie selbst ein so reiches Land wie England kaum einbüßen könnte, geschweige denn das viel ärmere Deutschland. Und zu diesen jährlichen Opfern tritt der bedauerliche Umstand hinzu, daß die Auswanderer auch in Sprache und Sitte ihrer angestammten Heimat meist entfremdet werden und sich bald mit den anderen Nationen amalgamiren. Die griechischen Kolonisten breiteten mit ihren Ansiedelungen auch ihre Sprache aus und setzten dadurch zu einer Zeit, wo es nicht nur nicht Sitte, sondern auch fast unmöglich war, fremde Sprachen zu erlernen, ihre Stammverwandten in den Stand, an den von ihnen angebauten Küstenstrecken mit Leichtigkeit Handelsbeziehungen anzuknüpfen und von da aus in das Innere vorzubringen. Die römischen Kolonisten schufen die romanischen Sprachen, die sich in wenig Jahrhunderten so gefestigt hatten, daß selbst die Stürme der Völkerwanderung wirkungslos an ihnen vorüberbrausten; die auf Raubbau ausgehenden Spanier und Portugiesen verpflanzten ihre heimatlichen Idiome dergestalt in die neue Welt, daß sie ihren eigenen Aufenthalt daselbst lange überdauern werden; die englische Sprache endlich hat sich mit Ausdehnung des englischen Kolonialbesitzes ein so großes Gebiet erobert, daß sie als die verbreitetste Sprache bereits von 94 Millionen Menschen gesprochen wird, und die Stellung als Weltsprache ihr nahezu gesichert erscheint. Nur die deutsche Sprache, die doch eine so reiche und vielseitige Literatur besitzt, die Sprache derjenigen Nation, die sich ohne Ueberhebung rühmen darf, die gebildetste, die gelehrteste zu sein, die Sprache der modernen Grammatiker und Philologen, sie hat in der neuen Welt keine

*) Erörterungen über Kolonial- und Auswanderungswesen. Frankfurt a. M. 1878.

Heimstätte gefunden, wo sie ausschließlich und anerkanntermaßen herrschte, sie ist auf die alte Welt beschränkt geblieben, und selbst hier beginnt sie an ihrer Peripherie Einbuße zu erleiden. Man halte den Schmerz über diese Erscheinung nicht für einen Ausfluß nationaler Eitelkeit; es ist ein positiv materieller Nachtheil mit ihr verbunden. Da wir nirgends außerhalb Europa's unser Idiom herrschend antreffen, so sind wir genöthigt, sobald wir unsere Grenzen überschritten haben, uns fremder Sprachen zu bedienen; das Erlernen fremder Sprachen, das jetzt schon einen großen Theil der unserer Jugendbildung gewidmeten Zeit aufzehrt, wird immer größere Dimensionen annehmen und zwar wiederum auf Kosten unserer Muttersprache und anderer wichtiger Unterrichtszweige, und die Hoffnung, daß unsere Jugendbildung endlich einmal eine nationale werde, wird immer mehr schwinden.

Und doch, bei all' diesen Nachtheilen, hat es fast den Anschein, als hätte die Auswanderung wenigstens den einen Vortheil für Deutschland gehabt, daß sie ihm die überschüssige Bevölkerung entführte und es so vor einer Uebevölkerung schützte, die möglicherweise vielleicht noch viel schlimmere Erscheinungen hervorgerufen haben würde — ein Gesichtspunkt, der besonders in jüngster Zeit hervortrat, wo die Auswanderung nicht nur beträchtlich nachließ, sondern auch eine nicht unbedeutende Rückwanderung erfolgte. Die letzten Zählungen haben ergeben, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches rapid wächst und ihre Zunahme sich in Progressionen bewegt, welche die Besorgniß wach rufen, daß Deutschland in nicht allzuferner Zeit nicht mehr im Stande sein möchte, seine Einwohner genügend zu beschäftigen und zu ernähren, und daß mit dem steigenden Pauperismus auch die soziale Frage in ein immer bedenklicheres Stadium treten möchte. In den Jahren 1867—1875 war die Bevölkerungsziffer von 40,093 279 auf 42,727 360 gestiegen, so daß die jährliche Zunahme im Durchschnitt 326 760 oder 0,83 Prozent betrug, wobei jedoch zu berücksichtigen bleibt, daß die Nachwirkungen der beiden Kriege von 1864 und 1866 sowie die Ereignisse der Jahre 1870—1871 einer schnellen Vermehrung hinderlich waren. In den letzten beiden Jahren, 1875—1877, machte der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen je 650 000 Köpfe aus, sodaß nach Abrechnung einer Auswanderung von jährlich etwa 50 000 Seelen die jährliche Zunahme 600 000 betragen würde. Denkt man sich diese Vermehrung in entsprechenden Proportionen fortgesetzt, so wäre — schlecht gerechnet — in 50 Jahren die Verdoppelung der Bevölkerung eingetreten, im Jahre 1933 hätte Deutschland eine Seelenzahl von 86 Millionen, im Jahre 1900 bereits eine Zahl von mindestens 60 Millionen aufzuweisen. Bietet sich keine Möglichkeit, durch Hebung und Wiederbelebung aller vorhandenen wirthschaftlichen Faktoren und durch Auffindung neuer Erwerbszweige für eine so große Bevölkerung Beschäft-

tigung und Unterhalt zu schaffen, was alles um so ergiebiger sein müßte, als selbstverständlich auch die Anforderungen der Staaten und Gemeinden für Verwaltung, Militär und Marinewesen, Jugendbildung, kommunale Anlagen u. dergl. sich proportional steigern werden, so ist es klar, daß im Gefolge einer so große Dimensionen einnehmenden Verarmung auch noch andere Gefahren erscheinen werden, die wir hier gar nicht zu berühren wagen. Aber selbst angenommen, daß obige Zahl zu hoch gegriffen sei, und 1900 die Bevölkerung nur auf etwa 55 Millionen gewachsen sein würde, müßte man nicht trotzdem darauf bedacht sein, für die theils schon bestehenden, theils, und in noch größerem Umfange, drohenden Mißstände geeignete Abhilfe zu schaffen? Wohin anders soll es kommen, wenn die Anforderungen der Staaten und Gemeinden von Jahr zu Jahr steigen, die Steuerkraft des Volkes aber, anstatt zu wachsen, abnimmt, als zu einem allgemeinen Bankrott? Welche bessere Auskunft aber könnte es andererseits geben als die der Kolonisation? Das Mutterland bliebe vor Uebervölkerung geschützt, die Zurückbleibenden fänden lohnenderen Erwerb, und die meisten der Uebelstände, welche der jetzigen Auswanderung anhaften, würden verschwinden; die Kolonisten würden der Nationalität nicht verloren gehen, sondern für sie Propaganda machen, für die deutsche Industrie wäre ein natürliches Absatzgebiet geschaffen, der Handel fände vielseitige Thätigkeit und könnte sich nach und nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit erringen, endlich aber würde der deutschen Marine, die bisher nicht recht wußte, was sie eigentlich thun sollte, eine würdige Aufgabe werden: nämlich der Schutz der deutschen Kolonien und ihrer Interessen. Denn vorläufig, hierin dürfte Fabri Recht haben, sind die hohen Ausgaben für unsere Marine als ein Luxus anzusehen, den sich ein so armes Land, wie Deutschland es ist, eigentlich nicht erlauben dürfte.

Gesteht man die Nothwendigkeit der deutschen Kolonisation zu, so würde es sich zunächst darum handeln, in welcher Form Kolonien angelegt zu werden pflegen. Fabri unterscheidet drei Hauptarten: Ackerbau-, Handels- und Strafkolonien. Die letzteren bringt er allerdings nicht ohne eine gewisse Reserve in Vorschlag. Eine vierte Art, die er Ausbeutungskolonien nennt, und für die man auch den Namen Raubkolonien einsetzen könnte, ist hauptsächlich von den Spaniern und Portugiesen in Anwendung gebracht worden, verdient aber kaum den Namen Kolonien, da es jenen gar nicht auf regelrechte Besiedelung und Kultivierung des Bodens ankam, sondern hauptsächlich auf Aneignung der vor-handenen mineralischen Schätze. Dafür sind sie freilich auch gestraft worden, denn sie haben nicht nur ihren Kolonialbesitz verloren, sondern ihre Länder selbst sind von ihrer einstigen Höhe bedeutend herabgesunken.

Ackerbau- und Handelskolonien sind schon durch klimatische Verhältnisse

streng von einander geschieden. Erstere sind wohl im Stande, eine große Menge Einwohner aufzunehmen und dauernd an sich zu fesseln, können aber für Deutsche nur in gleichen Zonen oder in den subtropischen Gegenden angelegt werden, da das tropische Klima unserm Organismus die anstrengende Arbeit des Ackerbaues nicht gestattet. Die Gebiete, welche dafür in Betracht kommen können, sind: Nordamerika, die südliche Hälfte Südamerika's, Südafrika, Australien, Neuseeland und einige Inselgruppen des stillen Ozeans, Distrikte, die übrigens um so eher von den Europäern in Besitz genommen werden können, als erfahrungsgemäß die Ureinwohner an ihrem primitiven Kulturzustande als Jäger- und Fischervölker mit Zähigkeit festhalten und, abgesehen von Einzelheiten, den Schritt zu der höheren Stufe des Ackerbaues nicht thun wollen. Was die Rentabilität derartiger Anlagen anlangt, so gedeihen in ihnen alle Kulturpflanzen Südeuropa's vortrefflich; die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben aber den Beweis geliefert, daß es nicht der Reichtum an Gold und Edelsteinen ist, welcher dem Lande zu dauernder Prosperität verhilft, sondern die Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens. Die Goldfelder Kalifornien's und die Diamantgruben Südafrika's, die nur für kurze Zeit hastigen Abbaues den Menschen an sich fesselten, nehmen jetzt, wo sie erschöpft sind, eine jährlich steigende Zahl von Ackerbauern auf, die einen langsam aber stetig zufließenden Reichtum sich erwerben, den Boden nicht berauben, sondern einer erhöhten Ertragsfähigkeit zuführen und zum Sitz einer nach allen Seiten sich ausbreitenden Kultur machen. Handelskolonien finden ihre Stelle in den Tropen, würden sich aber für den Abzug unserer Bevölkerung nur von geringem Werthe erweisen, da auf Bewohner unserer Zonen ein längerer Aufenthalt in ihnen erschlaffend und schließlich degenerirend wirkt. Dagegen sind sie wichtig für die Erwerbung der für unsere Bedürfnisse unentbehrlich gewordenen, aber nur den Tropen eigenthümlichen Naturprodukte, die wir jetzt vielfach erst aus zweiter Hand empfangen. Dadurch würde zugleich die einheimische Industrie den nöthigen Stoff zur Verarbeitung zugeführt erhalten, um wiederum eine große Bevölkerungszahl genügend beschäftigen zu können. Ein derartiges Kolonialsystem verlangt allerdings, daß die Ureinwohner, wenn sie nicht schon arbeitsam sind, zu stetiger Thätigkeit erzogen werden, eine Aufgabe, welche die Anlegung von Handelskolonien wesentlich erschwert. Daß sie indeß, mit Einsicht und Vorsicht unternommen, gelingen kann, lehren die Erfolge der Engländer und Holländer. Nicht nur Kaufleute und Seefahrer würden durch ein solches System ein lohnendes Feld der Thätigkeit finden, sondern auch andere Berufszweige würden in großer Anzahl nöthig werden, der Gesichtskreis der ganzen Nation würde sich erweitern, die allzusehr zum Theoretischen hinneigende Natur des Deutschen würde durch die wesentlich praktischen Aufgaben eine heilsame

Korrektur erfahren und die Freude am Erwerb vor dem Aufstapeln unnützer, die Begriffe nur verwirrender Kenntnisse bewahren.

Aber selbst die Strafkolonieen können, in richtiger Weise angelegt, gute Erfolge erzielen und dem Mutterlande wichtige Dienste leisten, wie denn z. B. Sibirien durch die dahin Verbannten wohnlicher geworden ist, und die jetzt blühenden australischen Kolonieen englischen Verbrechern ihre Anlegung verdanken. Nur darf man sich nicht den Vorgang Napoleon's zum Beispiel nehmen, der die Verurtheilten an die Fieberküste von Cayenne deportiren ließ, denn das bedeutete doch nichts anderes, als sie einem gewissen Tode zu überliefern. Ohne irgendwie die Anlegung solcher Kolonieen für das Deutsche Reich empfehlen zu wollen, sei doch auf den einen Umstand hingewiesen, daß mit Vermehrung der Bevölkerung und der in ihrem Gefolge sich ausbreitenden Armuth leider auch die Zahl derjenigen Vergehen und Verbrechen sich steigert, die mehr oder weniger in der Noth und dem Elend ihre Ursachen haben. Die Beobachtungen der letzten Jahre gewähren auch dafür einen gewissen Anhalt. Die Zahl der in den acht älteren Provinzen Preußen's wegen Vergehen und Verbrechen neu eingeleiteten Untersuchungen stieg von 88 233 (1871) auf 145 587 (1877), und in ganz Preußen belief sich die Anzahl der in Haft befindlichen Personen 1871 auf 68 006, wogegen sie 1876 schon die bedenkliche Ziffer von 101 952 erreicht hatte. Schritte auch diese Progression entsprechend weiter, so ist es einleuchtend, daß die Unterbringung der Gefangenen dem Staate endlich erhebliche Schwierigkeiten und Kosten bereiten würde.

Der dritte Hauptpunkt, die Frage nach dem Wie und Wo der Kolonieen, ist bei weitem der schwierigste und bildet auch den schwächsten Theil von G. Fabri's Erörterungen. Selbst wenn wir es unterlassen, die Frage zu stellen, ob sich unsere Regierungen zu solchen ihnen bisher ganz ungewohnten Aufgaben bereit zeigen werden*), bleibt es noch ein gewaltig schwieriges Werk, diejenigen Theile der Erde ausfindig zu machen, welche die für Kolonialanlagen günstigen Verhältnisse noch besitzen; die besten Gebiete — das kann und darf nicht verschwiegen werden — sind bereits mit Beschlag belegt. Jedenfalls bedarf dieser

*) Fürst Bismarck will entschieden keine Kolonieen. Der „Reichsanzeiger“ hat dies deutlich gesagt, und in dem bekannten Buche Moritz Busch's wird (S. 359) ebenfalls erzählt: „Zuletzt äußerte er mit Beziehung auf die Fabel, wir trachteten nach dem Besitz von Ponce-dichery, nachdem er andere Gründe für die Ungeschicktheit der Erfindung angeführt hatte: „Ich will auch gar keine Kolonieen. Die sind bloß zu Versorgungsposten gut.“ — — — „Für uns in Deutschland — diese Kolonialgeschichte wäre für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben“ —, was er dann weiter ausführte.“ Man darf wohl annehmen, daß Bismarck seitdem seine Ansicht nicht geändert haben wird, und die „öffentliche Meinung“ wird ihn schwerlich auf andere Gedanken bringen.

Anm. d. Red.

Punkt noch einer sehr sorgfältigen Prüfung. Auch müssen die Stimmen derjenigen gehört werden, welche verlangen, daß erst die Sumpf- und Moor-
 gegenden Deutschland's kulturfähig gemacht werden, wodurch ein nicht unbe-
 trächtliches Areal für den Landbau gewonnen werden könne. Aber einmal ist
 ja damit nicht gesagt, daß mit der Anlegung von auswärtigen Kolonien die
 Besserung des Mutterlandes unterbleiben solle, im Gegentheil: das soll erst recht
 geschehen, da erst dann die nöthigen Kapitalien flüssig werden würden, anderer-
 seits würde das ja immer nur ein Nothbehelf für die nächste Zukunft sein
 und der Ruf nach Kolonien später um so kräftiger erschallen, und dann viel-
 leicht in einer Zeit, wo die Bedingungen dafür noch ungünstiger liegen würden
 als jetzt. Gänzlich frei für Kolonisation sind eben gegenwärtig nur noch
 einige der Südsee-Inselgruppen, sowie die neu erschlossenen Theile von Süd-
 afrika. Wenn aber einmal die Reichsregierung für den Gedanken der Koloni-
 sation erwärmt wäre, dann würde auch die Schwierigkeit der Auffuchung des
 geeigneten Terrains sich mindern, denn eine politisch einflußreiche Macht würde
 rasch diejenigen Hindernisse aus dem Wege räumen, die dem Privaten unter
 den gegenwärtigen Verhältnissen unübersteiglich sind. Was aber etwa unsere
 Nachbarn jenseits des Rheines und des Kanales zu solchen Unternehmungen
 sagen würden, darüber brauchen wir uns kein graues Haar wachsen zu lassen.
 Hat man sich bei der straffen Durchführung politischer Ideen nicht um ihre
 Scheelsucht gekümmert, so braucht man sich erst recht keine Skrupel zu machen,
 wo es sich darum handelt, eine Lebensfrage des deutschen Volkes und der
 deutschen Nationalität zu entscheiden. Vielleicht könnte ihnen die kolonisatorische
 Thätigkeit mehr als alles andere die Ueberzeugung nahelegen, daß die deutsche
 Regierung durchaus friedliche Zwecke verfolgt.

Die sittliche Freiheit und das Problem des Bösen.

Keine Weltanschauung hat gegenwärtig in den Kreisen wissenschaftlich
 Gebildeter, die mit dem Christenthum gebrochen haben, in einem solchen Maße
 Eingang gefunden, wie der Pantheismus. Die Ursachen dieser Thatsache sind
 nicht schwer aufzufinden. Der Pantheismus hat, oberflächlich betrachtet, etwas
 Bestrickendes. Das Weltbild, das er zeichnet, ist einheitlich und geschlossen;
 eine unabänderliche Nothwendigkeit verkettet durch den Zusammenhang von
 Ursache und Wirkung die Dinge mit einander; alles Einzelne ist im Ganzen